

Metzger, Hans-Geert

Idealisierung und Entwertung des Vaters

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 59 (2010) 8, S. 657-668

urn:nbn:de:bsz-psydok-50358

Erstveröffentlichung bei:

Vandenhoeck & Ruprecht WISSENSWERTE SEIT 1735

<http://www.v-r.de/de/>

Nutzungsbedingungen

PsyDok gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von PsyDok und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt:

PsyDok

Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek
Universität des Saarlandes,
Campus, Gebäude B 1 1, D-66123 Saarbrücken

E-Mail: psydok@sulb.uni-saarland.de
Internet: psydok.sulb.uni-saarland.de/

Idealisierung und Entwertung des Vaters

Hans-Geert Metzger

Summary

The Father's Idealization and Devaluation

The father's importance is described in terms of contrasting and complementary aspects with regard to child's mother. Even in cases of actual fatherlessness the child will develop an early representation, which is characterized by idealizing processes. Idealization is understood as a developmentally adequate process, the limitation of which helps the maturing child to accept realities and thereby find his/her place in the succession of the generations. Two case histories illustrate the pathological meaning of unprocessed idealizations

Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat. 59/2010, 657-668

Keywords

importance of the father – unconscious father imago – idealization – devaluation – fatherlessness

Zusammenfassung

Die Bedeutung des Vaters wird in Kontrast und Ergänzung zur Mutter aufgezeigt. In jedem Fall, selbst bei realer Vaterlosigkeit, entwickelt das Kind eine frühe Repräsentanz, die durch idealisierende Prozesse geprägt ist. Die Idealisierung wird als ein entwicklungspsychologisch angemessener Prozess verstanden, dessen Begrenzung dem Kind bei fortschreitender Reife dabei hilft, Realitäten zu akzeptieren und sich dadurch in die generationale Abfolge einzuordnen. Die pathologische Bedeutung unbearbeiteter Idealisierungen wird anhand von zwei Fallbeispielen aufgezeigt.

Schlagwörter

Bedeutung des Vaters – unbewusstes Vaterbild – Idealisierung – Entwertung – Vaterlosigkeit

1 Idealisierung des Vaters als Abwehr der Enttäuschung

Es mag überraschen, in einem Text zur Bedeutung des Vaters die Idealisierung in den Mittelpunkt zu stellen. Schon eher wird mit dem Vater die Entwertung assoziiert, die aus Enttäuschung oder Missbrauch resultiert. Wenn sich Väter aus dem Leben ihrer Kinder zurückziehen, entsteht bei den Kinder oft eine Sehnsucht, die im weiteren Verlauf der Entwicklung in Verbitterung oder Desinteresse umschlägt. Kinder, die von ihren Vätern narzisstisch manipuliert oder körperlich missbraucht wurden, bleiben mit Hassgefühlen zurück oder versuchen, die Beziehung zum Vater zu verleugnen, um dem Hass zu entgehen. Auch angesichts solch missbrauchter Vaterschaften nimmt die Kritik bisweilen so überhand, dass Männlichkeit an sich infrage gestellt wird.

Aber Idealisierung und Entwertung gehören unmittelbar zusammen. Jeder Entwertung geht eine Idealisierung voraus. Die frühe Idealisierung entsteht in den ersten Lebensjahren. Sie stellt einen notwendigen und entwicklungspsychologisch angemessenen Prozess dar. Nach der Lösung aus der primären, symbiotischen Bezogenheit werden Onnipotenzphantasien auf die ersten Objekte gerichtet. Mutter und Vater werden in scheinbarer Allmacht und absoluter Größe wahrgenommen. Dieser Prozess führt zu einer frühen Besetzung der Objekte und zu einer ersten Orientierung in der Umwelt. Im Verlauf der Entwicklung wird die Idealisierung überarbeitet und mit einer realitätsgerechteren Wahrnehmung in Einklang gebracht. Sie bildet auch die Basis für die Identifizierungsprozesse mit den Eltern.

Wenn die Idealisierung allerdings in den Dienst der Abwehr gerät und vorwiegend dazu dient, Enttäuschungen abzuwehren und Aggressionen zu verleugnen, kann sie nicht in den Entwicklungsprozess integriert werden und bleibt unbearbeitet stehen. Diese Dynamik macht den Kindern das Leben oft schwer und kompliziert auch die Entwicklung von Beziehungen im Erwachsenenleben. Aktuelle Umfragen zeigen, wie wichtig den Kindern die Anwesenheit ihrer Väter ist (vgl. z. B. Kinderbarometer 2009, www.hessenstiftung.de). Aber nicht alle Väter zeigen die Bereitschaft, sich an dem Entwicklungsprozess ihrer Kinder aktiv zu beteiligen. Dadurch entsteht die Gefahr, dass frühe Idealisierungsprozesse im Verlauf der Entwicklung nicht ausreichend bearbeitet werden können.

Der Vater hat für jedes Kind schon früh eine große Bedeutung. Insbesondere findet sich bei jedem Kind eine frühe und ausgeprägte Tendenz zur Idealisierung. Kinder leben mit einem Vater. Selbst wenn der Vater real nicht anwesend ist und das Kind allein mit der Mutter aufwächst, haben sie eine Vorstellung von ihm. Sie entwickeln ein eigenständiges Interesse an dem Mann, der mit der Mutter auf eine für sie noch geheimnisvolle Art und Weise verbunden ist, und sie entwickeln ein Bild ihres Vaters, das nicht unbedingt mit der Realität übereinstimmen muss. Die Phantasie der Kinder bezieht sich auch auf ihre Vorstellung vom Vater. Sie erschaffen sich ein Bild von ihm, in das konkrete Erfahrungen und wie auch immer vermittelte Wünsche und Ängste eingehen und eine ganz eigene Mischung bilden. Der Vater, allgemeiner: das Väterliche, ist im Innenleben des Kindes immer anwesend.

Ein zehnjähriger Junge hatte seinen Vater seit dem zweiten Lebensjahr nicht mehr gesehen. Der Vater, ein Farbiger, lebt auf einem anderen Kontinent, also sehr weit von dem Sohn entfernt. Nun kommt er, nach acht Jahren, erstmals zu Besuch. Der Sohn hat das Bild eines großen, bedeutenden Mannes und vermittelt es auch seinen Klassenkameraden: „Mein Großvater ist ein Häuptling, sozusagen der König des Stammes, versteht ihr, wie bei den Indianern. Mein Vater ist also ein Prinz. Wenn mein Großvater stirbt, wird er sein Nachfolger.“

Die reale Begegnung zwischen Vater und Sohn aber wird enttäuschend. Der Vater ist weder körperlich imposant noch findet er einen emotionalen Zugang zu seinem Sohn. Dieser notiert als erwachsener Mann: „Nach der Woche mit meinem Vater hatte ich beschlossen, dass mir sein Bild lieber war, ein Bild, das ich beliebig abändern oder notfalls auch ignorieren konnte. Wenn mein Vater mich nicht enttäuscht hatte, so blieb er doch ein Unbekannter, wenig konkret und irgendwie auch bedrohlich.“

Es scheint nur eine Eigenschaft gegeben zu haben, die den Sohn an dem Vater beeindruckte, und über die auch in der Familie der Mutter immer wieder bewundernd gesprochen wurde: nämlich seine intensive Überzeugungskraft und sein Einsatz für die Rechte der Farbigen, sein Engagement für eine bessere Welt. Und so schreibt Barack Obama, denn um diesen handelt es sich in meinem Beispiel: „Diese eigentümliche Kraft meines Vaters faszinierte mich, und zum ersten Mal erschien er mir als ein konkret anwesender Mensch, vielleicht sogar als jemand, der bleiben würde“ (Obama, 2009, S. 82). Etwa 15 Jahre später und nach dem Tod des Vaters trifft der Sohn eine Halbschwester, die mit dem Vater aufgewachsen war. Sie erzählt ihm viele Details aus dem Leben des Vaters, die sein Bild tief erschüttern. Er schreibt: „Mir war, als hätte jemand meine Welt auf den Kopf gestellt ... Mein Leben lang hatte ich ein einziges Bild von meinem Vater in mir getragen, ein Bild, gegen das ich mich zuweilen aufgelehnt, das ich aber nie in Frage gestellt hatte und das ich später selbst übernahm. Der brillante Harvardabsolvent, der großzügige Freund, der aufrechte Politiker – mein Vater war all das gewesen. Und mehr noch, denn abgesehen von diesem einen Besuch ... war er ja nie präsent gewesen, das Bild hatte also keine Kratzer abbekommen. Ich hatte nicht erlebt, was die meisten Söhne irgendwann erleben – dass der Vater an Statur verliert, seine Hoffnungen enttäuscht werden, ein Gesicht, das von Schmerz und Bedauern gekennzeichnet ist.“ (S. 232f).

Wenn auch Obama in vielerlei Hinsicht eine Ausnahme darstellt, ist sein Schicksal doch die typische Geschichte eines Kindes, das mit einem abwesenden Vater aufgewachsen ist, der zugleich innerlich anwesend war. Obama hat den Vater zunächst im wesentlichen durch das Bild der Mutter kennengelernt. Weil der Vater meist real abwesend war, fand der Sohn keinen Zugang zu dem Mann, den er erst als Zehnjähriger kennenlernte. Weil die konkrete Erfahrung so rudimentär geblieben ist, überraschen ihn dann schließlich die Informationen, die ihm die Schwester gibt und erschüttern nachhaltig sein bisheriges Vaterbild.

2 Zur Entwicklung des Vaterbildes

Die Bereitschaft zur Idealisierung des Vaters ist ein Phänomen, das sich in der frühen Entwicklung des Kindes regelmäßig antreffen lässt. Auch Kinder, die ohne Vater aufwachsen und ihn vielleicht nie gesehen haben, haben ein Bild von ihm (vgl. Dammasch, 2006). Denn die Mutter vermittelt dem Kind schon sehr früh, sozusagen mit der Muttermilch, bewusst und unbewusst ihr Bild von der Zeugung und ihr Bild des Vaters. In dieses Bild gehen sowohl ihre internalisierten Objektbeziehungen mit dem Vater wie auch die Erfahrungen mit späteren Beziehungspartnern ein. Ihre Einstellung teilt sie dem Kind direkt oder indirekt mit. Das Kind nimmt Bemerkungen der Mutter über den Vater, über Väter allgemein, über Männer oder über das Männliche auf. Es spürt im Tonfall der Mutter wie auch in anderen nonverbalen Äußerungen, wie diese den Vater wertschätzt oder entwertet. So werden neben den gesprochenen Sätzen durchaus widersprüchliche Affekte mitgeteilt. Da die Mutter für das Kind in den meisten Fällen nach wie vor die primäre Bezugsperson ist, hat ihre Vermittlung des Vaterbildes eine große Bedeutung. Manche Psychoanalytiker gehen davon aus, dass das Kind den Vater zunächst über das Innere der Mutter kennenlernt (vgl. Ogden, 1995; Borens, 1993). Wenn der Vater allerdings real vorhanden und psychisch präsent ist, bringt er ebenfalls sein Bild der Väterlichkeit ein. Dann verbinden sich zwei Beziehungsformen zur Synthese der Paarbeziehung.

Frau B. kannte ihren Vater bis zum 12. Lebensjahr nicht. Sie sagte, er habe in ihrer Kindheit überhaupt keine Rolle gespielt. „Wie kann mir etwas gefehlt haben, was ich gar nicht kannte?“, fragte sie. Den Vater lernte sie erst kennen, als die Mutter nach längerer Krankheit gestorben war und er zur Beerdigung kam. Jetzt allerdings hatte sie ihn sehnsüchtig erwartet. Sie zeigte ihm ihre Schätze, ihr Spielzeug und andere Gegenstände, die sie in einer kleinen Truhe gesammelt hatte. Der Vater aber beachtete seine Tochter kaum. Er sah nicht, was sie ihm zeigen wollte, und er ließ sie mit ihrer Trauer und Enttäuschung alleine.

Die Bedeutung des Vaters trat erst im Verlauf der Psychoanalyse deutlich hervor. Als Frau B. die Idealisierung der alleinerziehenden Mutter kritischer hinterfragte, konnte sie erzählen, dass sie sich ihrer Familie, der Mutter und später dem Stiefvater, nicht wirklich zugehörig gefühlt habe. Sie sei sich wie ein Kuckuckskind, wie fremd in der Familie vorgekommen. Sie sei aktiver, lebendiger und sprachlich geschickter als die anderen gewesen. Sie habe auch mehr Ehrgeiz besessen. Schon als Vorschulkind habe sie mit Leistungen gegläntzt. Erst nachträglich, nachdem sie den Vater kennengelernt hatte, erklärte sie sich ihre Haltung damit, dass sie dessen Begabungen und Fähigkeiten mitbekommen habe.

Unvermittelt tauchte ein positives Bild des Vaters auf, das bis dahin nicht zu erwarten war. Der Vater war in den ersten Lebensjahren von Frau B. trotz seiner realen Abwesenheit in ihrer Vorstellung durchaus anwesend gewesen. Die Mutter hatte in ihrer Verbitterung über die Trennung der Tochter gegenüber schon früh über den Mann

geklagt, der sie während der Schwangerschaft verlassen hatte. Die Mutter vermittelte ein durchweg negatives Bild des Vaters. Bei Frau B. aber hatte sich eine positive Vorstellung von diesem Mann, den sie nicht kannte, geformt. Der Vater schien in ihrer Vorstellung ein anderes Leben zu versprechen. Die ersten zwölf Lebensjahre hatte sie mit dem Bild des Vaters gelebt, sich ihm zugehörig gefühlt, ohne ihn persönlich zu kennen. Sie hatte sich den Vater in ihrer Vorstellung ausgemalt und ihn zu einer Person gemacht, die sie in ihrem Leben imaginär begleitete. Dieses Bild musste sie allerdings vor der Familie verbergen. Darum fühlte sie sich wie ein Kuckuckskind.

Frau B. wollte sich mit ihrer Vaterlosigkeit nicht abfinden. Ihr Erfindungsreichtum vermittelt eindrücklich die Sehnsucht nach dem Vater in der frühen Kindheit. Das Bild des Vaters war in der Imagination angesiedelt. Es fand in den ersten zwölf Lebensjahren keinen Kontakt zur Realität.

Zu Beginn der Analyse war mir aufgefallen, wie distanziert und leistungsbezogen die Patientin war. Sie wollte funktionieren, gut funktionieren und dadurch auch gefallen. Ich machte sie darauf aufmerksam, wie sehr sie sich damit unter Druck setzte und wie anstrengend das für sie sei. Sie antwortete, so habe noch niemand mit ihr geredet. Sie entspannte sich zunehmend und genoss die Aufmerksamkeit, die sie von mir bekam. Nach einiger Zeit lud sie mich zum Besuch einer öffentlichen Veranstaltung ein, an der sie beteiligt war. Meine Absage traf sie überaus heftig. Sie wirkte wie die Aktualisierung ihrer Trennungserfahrungen und sie reagierte mit einem Rückzug aus der analytischen Beziehung.

Wir konnten nun zwar über andere Enttäuschungen, insbesondere mit dem Vater, reden. Zugleich aber blieb sie reserviert. So eine Absage wolle sie sich nicht noch einmal holen. Ich sei ihr zu abstinent, persönlich zu wenig erfahrbar. Erst als es deutlich wurde, dass in die Beziehung zu dem Vater auch der Wunsch nach einer größeren Zuwendung der Mutter eingeflossen war, dass die Patientin auch an Trennungen mit der Mutter litt, z. B. durch die frühe, ganztägige Unterbringung in einer Kinderkrippe, wurde langsam der Weg dafür frei, auch die analytische Beziehung wieder offener zu sehen. Sie konnte jetzt auch erstmals die Liebesgefühle für den Vater zulassen, die tief verborgen in ihr erhalten geblieben waren. Dieser Prozess erleichterte und befreite sie. Sie musste nun nicht mehr in der Idealisierung erstarren oder sich in der Enttäuschung verlieren. Sie fühlte sich emotional zunehmend freier und konnte damit beginnen, sich von der Sehnsucht nach Ersatzvätern zu lösen.

Frau B. konnte in der Kindheit ihr Vaterbild nicht bearbeiten. Die Lösung von der Mutter und die Etablierung des Dritten vollzog sich über ein Phantasieobjekt. Dieses Schicksal teilt sie mit anderen vaterlos aufgewachsenen Kindern. Es besteht bei dieser Konstellation die Gefahr, dass der Vater eine Phantasiefigur bleibt und dass durch den fehlenden realen Umgang keine Synthese zwischen Phantasie und konkreter Erfahrung möglich wird. Insbesondere die triebhaften, ödipalen Wünsche bleiben daher oft unbearbeitet. Durch diese fehlende Überarbeitung sind Beziehungen im Erwachsenenalter gefährdet, zwischen Idealisierung und Enttäuschung zu schwanken, und können zur unbewussten Reinszenierung führen.

3 Der Vater in der Triade

Die Idealisierung von Mutter und Vater unterscheidet sich. In der frühen Kindheit verbindet sich mit der Mutter die Vorstellung symbiotischer Nähe, umfassender Versorgung und sicherer Geborgenheit. Dies sind seelische Zustände, nach denen sich jeder Mensch auch im späteren Leben, insbesondere in Krisenzeiten, immer wieder einmal sehnt. Nun wissen wir seit einiger Zeit, dass auch die Väter sich sehr gut an der frühen Versorgung beteiligen und in sich pflegende und haltende Anteile zulassen können (vgl. Wegeler-Schardt u. Köhler-Weisker, 2008; Heberle, 2008; Metzger, 2006). Bereits im 4. Lebensmonat werden sie von dem Säugling als ein eigenständiges Objekt neben der Mutter erkannt. Trotzdem wird der Vater im Verlauf der Entwicklung in der Regel als der Dritte gesehen, der zu dem Mutter-Kind-Paar hinzukommt. Im Gegensatz zu dem unabgegrenzt symbiotischen Erleben nimmt er eine gewisse Distanz ein.

Kommt der Vater zu der Mutter-Kind-Beziehung hinzu, so entsteht eine Triade. Dreierbeziehungen zeichnen sich im Gegensatz zur Dyade immer dadurch aus, dass ein Ungleichgewicht entsteht (vgl. Metzger, 2000). Die Triade führt deshalb einerseits zu einem Entwicklungsanreiz, andererseits aber auch zu einer Belastung. In der Triade kann sich der Vater über weite Strecken flexibel mit der Mutter in der Versorgung und Betreuung des Kindes abwechseln. Beide Eltern können das Kind fördern und beide können angemessene Forderungen stellen. Trotzdem bleibt, insbesondere für die Entwicklung der Geschlechtsidentität, die Vermittlung einer klaren männlichen und weiblichen Identität notwendig. So ist es verständlich, wenn der Vater tendenziell eher – im Gegensatz zur Mutter – mit der Entwicklung sekundärprozesshafter Prozesse in Verbindung gebracht wird. Damit ist das erste „Nein“ gemeint, also die erste Trennung aus dem Gefühl unabgegrenzter Nähe und die Entwicklung der Sprache, die im Gegensatz zu präverbalen Zuständen eine Eindeutigkeit herbeiführt und die Orientierung in der Außenwelt erlaubt. Schließlich ist in der Entwicklung der Geschlechtsidentität die Vertretung des Inzesttabus und damit die Einordnung des Kindes in die generationale Abfolge notwendig. Mit der Bedeutung des Vaters sind also sowohl Begrenzungen wie auch die Erschließung neuer Möglichkeiten verbunden. Es ist dann auch verständlich, dass seine erste Idealisierung figurierter ist und eher mit Macht, Kraft und Orientierung verbunden als die Idealisierung früher symbiotischer Zustände.

Die Idealisierung des Vaters hat vielfältige kulturelle und symbolische Formen angenommen. Der erste klassische Abkömmling ist die Figur des Gottvaters. Freud weist schon früh darauf hin, dass „Gott im Grunde nichts anderes ist als ein erhöhter Vater“ (1909, S. 177). Auch spätere Idealbildungen sind in der Regel mit übermächtigen Kräften und Fähigkeiten ausgestattet. Die Helden der griechischen Mythologie wie Herkules und Achilles, aber auch moderne science-fiction-Helden bleiben auch in scheinbar aussichtslosen Situationen noch siegreich. Sie stellen einen Trost für den Verlust einfacher, klarer Weltbilder dar. Sie bedienen Größenfantasien und helfen dabei, die Enttäuschung an der Realität und an dem realen Vater zu kompensieren.

Die Ritter des Mittelalters in ihrer glänzenden Rüstung, die Kaiser und Könige beeindrucken nicht nur Jungen, sondern lassen auch Mädchen glänzende Augen bekommen. Das „Käthchen von Heilbronn“ (Heinrich von Kleist) entdeckt in dem vorüberziehenden Kaiser seinen eigentlichen Vater, der sie auf sein Pferd hebt und mit ihr in das ödipale Glück reitet. Auch Tarzan ist der Retter einer jungen Frau, indem er sie aus den Gefahren vor dem gefährlichen Dschungel und den wilden, triebhaften Tiere herausführt. Körperliche Stärke, Macht und Ansehen bleiben trotz aller Emanzipation archaisch wirksame Attraktionen, weil sie hartnäckig mit frühen Idealisierungen verbunden sind.

Eine junge Patientin hatte ein durchweg negatives Bild von ihrem Vater. Er schien an ihr nicht interessiert gewesen zu sein. Er kam ihr innerlich abwesend vor, manchmal aber strafte er sie auf eine unverständlich sadistische Art und Weise. Als sie 16 Jahre alt war, provozierte sie kurz nach ihrer ersten sexuellen Erfahrung einen Konflikt mit dem Vater. Sie wollte abends die elterliche Wohnung verlassen und es war klar, dass sie zu ihrem Freund gehen wollte. Der Vater schlug unverhältnismäßig heftig auf sie ein. Sie zog daraufhin bei den Eltern aus und kam in eine vom Jugendamt betreute Wohngemeinschaft.

Nach dem Bruch mit den Eltern wurde sie depressiv, kraftlos, ohne Bindung zu ihrer Umwelt, „wie in einem freien Fall“ fühlte sie sich. Der Freund, mit dem sie schließlich nach einiger Zeit zusammenkam, habe sie aufgefangen. Es war, „als habe sich der Himmel geöffnet“. Sie fand sich in ihm wieder. Auch lange nach der Trennung von diesem Freund idealisierte sie die Beziehung mit ihm. Mehr und mehr wurde deutlich, dass es für sie mehr als eine Freundschaft war. Es war eher eine Geborgenheit, die Heimatgefühle weckte und die mit dem Vater assoziiert war. Sie suchte einen basalen Halt in ihm, den ihr die depressive Mutter in der Kindheit nicht geben konnte.

Lange Zeit blieb es unverständlich, was sie an dem Vater, der für sie während ihrer gesamten Kindheit enttäuschend und bedrohlich blieb, idealisiert hatte. Erst nach längerer analytischer Arbeit wurde deutlich, dass der Vater in seinem weit entfernt liegenden Herkunftsland ein anderes Leben geführt hatte, daran aber gescheitert war. Er war in einer wohlhabenden Familie aufgewachsen, die nach dem Tod der Eltern zerbrach. Unter den Geschwistern kam es in der Folgezeit zu einem Ränkespiel aus Gewalt, Hass und Verleumdungen. Der Vater emigrierte schließlich nach Deutschland und lebte hier in sehr bescheidenen Verhältnissen. Er brach alle Verbindungen zu seiner Familie ab und zog sich sprachlos und resigniert zurück. So hatte die Tochter ihn kennengelernt. Er hatte ein Leben zurückgelassen, das sie jetzt schmerzlich an ihm vermisste. Zunächst hatte sie in der Hoffnung gelebt, seine Stärke und Größe wiederfinden zu können.

Als sie aufgegeben hatte, schlug ihre Hoffnung in eine komplette Entwertung um und sie übertrug die Idealisierung auf ihre Partner, die ihr die im Schicksal der Eltern verlorene Heimat ersetzen sollten.

In der Analyse reagierte die Patientin über eine längere Zeit befremdet und abwehrend, wenn ich sie auf die Geschichte der Eltern und auf ihre eigene Verbindung zu deren Kultur ansprach. Sie wollte sich nur als Deutsche empfinden und dadurch eine eindeutige Identität haben. Zugleich weigerte sie sich, die Entwurzelung der Eltern

wahrzunehmen, die auch zum Verlust ihres eigenen Heimatgefühls geführt hatte. Ihrer Depression suchte sie zu entgehen, indem sie sich bemühte, sich beruflich zu engagieren. Erst durch ihr zunehmendes Scheitern und die sich ausdehnende Depression, insbesondere aber durch das unrealistisch gewordene Anklammern an die schon lange beendete Beziehung aus der Adoleszenz machten ihr deutlich, dass sie ihre familiäre und kulturelle Herkunft nicht verleugnen konnte.

4 Die Begrenzungen als Anstoß zur Entidealisierung

Weil sich Idealisierungen nicht unterdrücken lassen, müssen sie mit der Realität in Verbindung gebracht werden. Dieser Prozess kann nur gelingen, wenn Begrenzungen eingeführt, vertreten und betrauert werden können. Gelingt die Akzeptanz der Begrenzung nicht gut genug, so besteht die Gefahr, dass unrealistische Erwartungen bis in das Erwachsenenalter hinein aufrecht erhalten werden.

Für diesen Prozess der Transformation hilft allerdings die Vorstellung vom Vater nicht so recht weiter. Nun ist ein innerlich und äußerlich anwesender Vater hilfreich, der für die notwendigen Begrenzungen und für die innere Akzeptanz dieser Begrenzungen mit seiner Person eintritt. Der Vater – oder eine vom Kind akzeptierte Ersatzperson – kann dem Kind vermitteln, dass Enttäuschungen erträglich sein können und dass ein Leben auch jenseits der Idealisierung lohnend sein kann. Um dem Kind diese Haltung vermitteln zu können, muss der Vater sich selbst einigen Gesetzen des Lebens unterworfen haben. Er muss insbesondere das Inzesttabu und damit die Schranke zwischen den Generationen akzeptiert haben. Er muss auch die Abfolge der Generationen akzeptiert haben, die bedeutet, dass seine Kinder ihn eines Tages überflügeln und schließlich überleben werden (vgl. Metzger, 2009). Viele Männer wehren sich heute gegen diese scheinbar selbstverständliche Abfolge. Der Generationenvertrag hat individuell und sozialpsychologisch nicht mehr die Bindungskraft wie in vorangegangenen Generationen. Viele Männer verweigern die Vaterschaft aufgrund des Bedürfnisses nach selbstbezogener Befriedigung. Die Generationengrenze wird verleugnet, um an der narzisstischen Phantasie der ewigen Verfügbarkeit aller Optionen festhalten zu können.

Der körperliche Missbrauch Minderjähriger stellt dabei eine besonders destruktive Form der Aufkündigung des Generationenvertrages dar. Hartmut von Hentig, der als einer der wichtigsten Pädagogen der letzten Jahrzehnte gilt, ist selbst kein Täter. Aber er gibt ein Beispiel für die Verweigerung, der nächsten Generation gegenüber väterliche Funktionen wahrzunehmen. Er lebt mit einem Partner zusammen, der das Eliteinternat Odenwaldschule geleitet hat und dort über Jahre hinweg Jugendliche missbraucht hat. Zu diesem sexuellen Missbrauch hat er mit dem Titel „Was habe ich damit zu tun?“ Stellung genommen (2010, S. 19). Er geht auch nicht auf den Missbrauch ein, er macht sich als Pädagoge keine Gedanken über die Traumatisierung Jugendlicher. Stattdessen fragt er, warum sich die Opfer so spät melden, und bringt den Missbrauch und die Scham der Opfer in den Kontext der hysterischen Patientinnen

Freuds. Er spricht von deren „unaufgehellten sexuellen Erlebnissen und Wünschen“, die zu „Krämpfen, Lähmungen und Bewusstseinsstörungen“ (a.a.O.) geführt hätten. Was will er mit dieser Konnotation sagen? Meint er, die Opfer seien also doch selbst schuld, weil sie sexuelle Wünsche hatten und die Erzieher bedrängt hätten, die sich nicht wehren könnten? Eine klare und empathische Stellungnahme zum Missbrauch sieht anders aus. Offenbar stellt von Hentig die Rettung seines Narzissmus und seiner Beziehung über die Verurteilung des Täters. Als „public father“ (vgl. Aigner, 2009), als ein Pädagoge, der eine öffentliche väterliche Funktion ausübt, zeigt er sich unfähig, Verantwortung für die nächste Generation zu übernehmen.

5 Das idealisierte Objekt muss „Kratzer abbekommen“

Gerade der Prozess der Begrenzung – das notwendige Gegenstück zu Idealisierung – ist heute zum Problem geworden. Gab es früher – vielleicht bis zur Studentenbewegung von 1968 – ein Übermaß an Begrenzung und Unterdrückung, was oft zu ängstlichen und gehemmten Charakteren geführt hat, so sind nun im Zeitalter des Narzissmus auch die notwendigen Begrenzungen zum Problem geworden. Oft verbirgt sich hinter narzisstisch gestörten, entgrenzten Patienten eine abgewehrte Depression. Bleiben die Kinder in den ersten Lebensjahren emotional sich selbst überlassen, weil sie den Tagesablauf der Erwachsenen stören und weil einseitig Autonomie gefördert werden soll, dann fehlt später das Fundament, um strukturgebende Grenzen einfordern zu können. So findet man immer wieder Patienten, die Schwierigkeiten haben, einen Sinn in ihr Leben zu bringen, weil sie vorwiegend mit ihrer Selbstbestätigung beschäftigt sind und zugleich Angst haben, mit sich selbst alleine zu sein, weil sie diesen Zustand nur als eine schmerzliche Verlassenheit erleben können.

In der Vermittlung haltgebender Sicherheit und realitätsangemessener Größe sind natürlich beide Eltern gefragt. Väter verkörpern dabei tendenziell einen anderen Umgangsstil als Mütter. Deswegen werden sie auch von den Kindern für andere Spiele gesucht. Oft sind sie triebhafter im Spiel mit dem Kind, sie bevorzugen aufregendere Spiele und verhelfen dem Kind in diesen Spielen zu einem Umgang mit der Aggression (vgl. Herzog, 1998). Männliche Aggressivität besteht nicht nur in ihren destruktiven Ausprägungen. Gerade zur Begrenzung der Größenfantasien ist eine konstruktive väterliche Aggressivität notwendig (vgl. Hopf, 2009). Jungen brauchen die Erfahrung, dass sie kämpfen, rivalisieren und sich messen dürfen. Sie brauchen einen Weg, um die auch körperliche Lebendigkeit, die sie in sich tragen, in spielerische und realitätsangemessene Formen transformieren zu können. Phallisches Rivalisieren kann durchaus belebend sein, solange es nicht zum automatisierten Selbstzweck wird.

Wenn Väter sich aus dem Umgang mit ihren Kindern zurückziehen, so fehlt ihnen die innere Bereitschaft, sich auf den Prozess mit einem Kind einzulassen. Im Zusammenleben mit dem Kind werden eigene kindliche Erfahrungen aktualisiert. Dieser Prozess kann zu einer vertieften Selbsterfahrung führen, die den Erwachsenen be-

reichert. Er kann aber auch Angst hervorrufen vor dem kleinen, abhängigen oder ängstlichen Kind, das man selbst einmal war, und Abwehrprozesse auslösen. Es ist zu vermuten, dass Väter vielfach eine Abwehr gegen das kindliche Erleben haben, wenn sie noch zu sehr mit der eigenen Identitätssicherung beschäftigt sind. Dann fehlt dem Kind eine engagierte väterliche Erfahrung.

Ist der Vater nicht vorhanden, sei es, weil er real äußerlich oder aufgrund innerer Gründe nicht ausreichend verfügbar ist, so wird es schwierig, Idealisierungen ausreichend zu bearbeiten. Die Idealisierung wird dann zum Abwehrprozess. Der Entwicklungs- und Reifungsprozess des Kindes wird behindert und es entsteht eine Diskrepanz zwischen unrealistischen Größenfantasien und einer zunehmenden Selbstwertproblematik. Die Kinder sehen sich eigentlich schon als die Größten und fühlen sich angesichts realer Aufgaben klein, unfähig und überfordert. Die Selbstidealisierung dient dann zur Abwehr der Minderwertigkeit.

Auch die Idealisierung des Objekts muss in einer Auseinandersetzung mit dessen enttäuschenden Anteilen münden. Das idealisierte Objekt muss „Kratzer abbekommen“, wie Obama es ausgedrückt hat. Soll das Objekt aber geschützt werden oder steht es für die Auseinandersetzung nicht zur Verfügung, so schlägt die Idealisierung schnell in Entwertung um. Die Aggression gegen das Objekt bleibt unbearbeitet und führt zur Negation, zur vollständigen Ablehnung.

Gerade in psychoanalytischen Behandlungen wird deutlich, welche Spuren das Fehlen des Vaters, insbesondere die fehlende vitale Begegnung mit ihm hinterlassen kann. Die massive Pathologie aufgrund des Scheiterns der Vater-Kind-Beziehung, die in Behandlungsberichten zum Ausdruck kommt, steht in seinen Auswirkungen kaum dem Scheitern von Mutter-Kind-Beziehungen nach, auch wenn diese zu anderen Ausdrucksformen führen. Übermäßig idealisierte Beziehungen, die von hohen Erwartungen und der Suche nach Orientierung geprägt sind, hinterlassen eine Lücke, die nicht ausgefüllt werden kann. Liebe schlägt häufig in Hass um, Enttäuschung kann zu lebenslanger Sehnsucht führen. Die männlichen Patienten drücken zudem neben der Sehnsucht nach einem Vater ihre Angst vor Abhängigkeit aus, die meist aus der zu großen Nähe zur Mutter resultiert.

Bei den Anlässen, die solche Patienten in psychoanalytische Behandlung führen, überwiegen umfassende Beschwerden wie Depressionen, Orientierungslosigkeit und Devitalisierung. „Wie eine ausgelaufene Batterie“ fühle sie sich, sagt eine Patientin. Wie ein „Gefängnis“ empfindet ein Patient die Beziehung zu seinem Vater. Die Patienten leiden an katastrophischen Ängsten, sie ziehen sich aus Beziehungen zurück und empfinden eine schwer zu zügelnde Aggression. Gerade auch in der klinischen Erfahrung des Scheiterns wird die besondere Bedeutung, die der Vater für das Kind haben könnte, deutlich.

Erschwerend kommt in vielen Fällen hinzu, dass in den Entwicklungsphasen der Kinder auch die Mütter beeinträchtigt waren, oft durch die Trennungssituation von ihren Männern. Sie reagierten mit Depressionen, blieben verbittert oder feindselig zurück und waren für ihre Kinder nur unzureichend präsent. Die Kinder verloren also nicht nur den Vater, sondern oft auch die innere Anwesenheit der Mutter.

Mit der Zeugung haben Eltern, also auch Väter, einen zentralen Platz im Leben ihrer Kinder. Angesichts sich auflösender Traditionen scheint es notwendig zu sein, solche Grundtatsachen des Lebens zu betonen. Die Unsicherheit über die Rolle und über das Selbstverständnis des Vaters hat zu sehr unterschiedlichen Lösungen geführt. Auf der einen Seite ist ein größeres Engagement entstanden, auf der anderen Seite eine Beliebigkeit in der Haltung zu den Kindern, die zur Verleugnung der Bedeutung, zu Missachtung und zu Missbrauch geführt hat. Dazu kommt, dass die Frage der Bedeutung des Vaters in das Feld ideologischer Auseinandersetzungen geraten ist. Die Bedeutung des Vaters wird von manchen Interessengruppen rationalisierend negiert, er wird auch schon für überflüssig erklärt oder seine Bedeutung wird nach eigenen Wünschen uminterpretiert.

Wer dagegen unvoreingenommen und mit einem analytischen Interesse hinschaut, sieht die Erwartungen, die für jedes Kind mit dem Vater verbunden sind. Dann ist der Blick offen für unbearbeitete Idealisierungen und Entwertungen, die das Kind und den späteren Erwachsenen in seiner Wahrnehmung und Einstellung leiten, aber eben auch behindern und einschränken können.

Literatur

- Aigner, J. C. (2009). „Public Fathers“. Überlegungen zu Männern in der öffentlichen Erziehung (und in der öffentlichen Repräsentation). In F. Dammasch, H.-G. Metzger, M. Teising (Hrsg.), *Männliche Identität – Psychoanalytische Erkundungen* (S. 53-65). Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Borens, R. (1993). „...Vater sein dagegen sehr“. Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis, 8, 19-31.
- Damasch, F. (2006). Die alleinerziehende Mutter, das Schuldgefühl und die Lehrerin. In F. Dammasch, H.-G. Metzger (Hrsg.), *Die Bedeutung des Vaters. Psychoanalytische Perspektiven* (S. 179-198). Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Freud, S. (1909). Totem und Tabu. GW IX. Frankfurt: Fischer.
- Heberle, B. (2008). Die so genannten neuen Väter. In H.-G. Metzger (Hrsg.), *Psychoanalyse des Vaters – Klinische Erfahrungen mit realen, symbolischen und phantasierten Vätern* (S. 145-163). Frankfurt: Brandes & Apsel.
- von Hentig, H. (2010). „Was habe ich damit zu tun?“, *Die ZEIT*, 13/2010.
- Herzog, J. (1998). Frühe Interaktionen und Repräsentanzen: Die Rolle des Vaters in frühen und späten Triaden; der Vater als Förderer der Entwicklung von der Dyade zur Triade. In D. Bürgin (Hrsg.), *Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft* (S. 162-179). Stuttgart: Schattauer.
- Hopf, H. (2009). Philobatische Tendenzen bei Jungen. Mögliche Ursachen und die Folgen. In F. Dammasch, H.-G. Metzger, M. Teising (Hrsg.), *Männliche Identität – Psychoanalytische Erkundungen* (S. 33-53). Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Metzger, H.-G. (2000). Zwischen Dyade und Triade. Psychoanalytische Familienbeobachtungen zur Bedeutung des Vaters im Triangulierungsprozeß. Tübingen: edition diskord.
- Metzger, H.-G. (2006). Das Erlebnis der Vaterschaft und die Angst vor der frühen Kindheit. In F. Dammasch, H.-G. Metzger (Hrsg.), *Die Bedeutung des Vaters. Psychoanalytische Perspektiven* (S. 313-333). Frankfurt: Brandes & Apsel.

- Metzger, H.-G. (2009). Der Übergang vom Mann zum Vater und die Phantasie der Unsterblichkeit. In F. Dammasch, H.-G. Metzger, M. Teising (Hrsg.), *Männliche Identität – Psychoanalytische Erkundungen* (S. 81-91). Frankfurt: Brandes & Apsel.
- Obama, B. (2009). *Ein amerikanischer Traum. Die Geschichte meiner Familie*. München: dtv.
- Ogden, T. (1995). *Frühe Formen des Erlebens*. Wien: Springer.
- Wegeler-Schardt, C., Köhler-Weisker, A. (2008). Ohne Vater werden Mutter und Kind kein Paar: Dyade und Triade. Zwei Fallbeispiele aus der Frankfurter Baby-Ambulanz. In H.-G. Metzger (Hrsg.), *Psychoanalyse des Vaters – Klinische Erfahrungen mit realen, symbolischen und phantasierten Vätern* (S. 163-193). Frankfurt: Brandes & Apsel.

Korrespondenzanschrift: Dr. Hans-Geert Metzger, An der Flurscheid 51, 61352 Bad Homburg; E-Mail: hg.metzger@dpv-mail.de